

wird von der Straße Boll-Gammelshausen durchquert, nach Norden führt ein Verbindungsweg in Richtung Heiningen, das in der rechten oberen Bildecke noch sichtbar ist. Dorthin verläuft auch, an der Gralglashütte vorbei, die Eisenbahnlinie.

Auf dem Ausschnitt aus der Boller Landtafel erscheint Heiningen am linken Bildrand, rechts davon Eschenbach und, näher bei Dürnau, Gammelshausen mit dem Lotenberg, „ein Weiler, lustig auf einem Berg gelegen“, wie Bauhinus schreibt, der bis 1814 eine Wallfahrtskirche zum hl. Petrus trug.

Liegen auch mehr als 350 Jahre zwischen der Entstehung

der hier wiedergegebenen Abbildungen, so gilt bis heute der Satz, mit dem der herzoglich württembergische Leibmedicus Johannes Bauhinus seine Lobpreisung der Boller Landschaft im Jahre 1602 zusammenfaßte: „Daß hier gar ein gesunder Luft sei, also daß man für melancholische Leute kaum einen bequemerem und besseren Ort finden möchte, so wohl von wegen der lustigen Gelegenheit, als um der benachbarten Städte, Schlösser und Flecken willen. Man sieht auch lustige Hügel, wohl erbaute Felder, schöne Wiesen, Wälder und fruchtbare Bäume, darmit ein Mensch seine Augen verlustigen und sein Gemüt erfrischen kann.“

## Das Bild der Burg Hohenstaufen

*Von Manfred Akermann*

Als Stammsitz des größten Kaisergeschlechts des hohen Mittelalters stand die Burg auf dem Hohenstaufen seit eh und je im Blickfeld der historischen Forschung. Die Frage nach ihrem ursprünglichen Aussehen ist um so öfter gestellt worden, als seit mehr als einem Jahrhundert nicht der geringste Rest der Anlage aufrecht steht. Heute sind es nur noch vereinzelt Teile der Grundmauern, die eine unmittelbare Beziehung zu der einstigen „Kaiserburg“ schaffen. Sie wurden bei zwei vom damaligen Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart in den Jahren 1936 und 1938 durchgeführten Ausgrabungen freigelegt und erst in jüngster Zeit in ihrem baulichen Bestand gesichert (Abb. 1).

Von diesen spärlichen Fundamentresten ist es ein weiter Weg zum einzigen Bild der Burg auf dem Hohenstaufen, das zu einer Zeit entstanden ist, als diese noch unversehrt den steilen Weißjurakegel krönte (Abb. 2). Diese Ansicht kam bei der Freilegung eines Wandfreskos in der südlichen Eingangshalle der Oberhofenkirche zu Göppingen im Jahr 1938 zum Vorschein, also zu selber Zeit, als die Grabungen auf dem Hohenstaufen durchgeführt wurden. Auf dem Bild ist die sagenhafte Stiftung der Vorgängerin der heutigen Oberhofenkirche durch zwei adelige Damen dargestellt, die im Wald Hochfürst unterhalb des Hohenstaufens ein Schloß besessen haben sollen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die im Hintergrund sichtbare Burg die Staufenburg ist. Da das Bild erst um das Jahr 1470 entstanden ist, dürfte die Darstellung nicht mehr in allen Teilen dem Bild entsprechen, das die Burg zur Zeit ihrer Erbauung durch Herzog Friedrich I. von Hohenstau-

fen um das Jahr 1080 bot. So ist zweifellos der durch eine Wetterfahne gezielte Fachwerkaufbau des Bergfrieds eine spätere Zutat. Für die Zeit des ausgehenden Mittelalters bietet das Fresko jedoch ein durchaus naturgetreues Abbild der Burg; man muß nur die in der Gotik stets etwas zu stark betonten Vertikalen auf das richtige Maß reduzieren. Keinesfalls handelt es sich um eine idealisierte oder gar stilisierte Darstellung der Burg auf dem Hohenstaufen. Zu einer derartigen Wiedergabe hatte der Maler des Freskos nicht die geringste Veranlassung, da es ihm ja nicht darum ging, ein künstlerisch gestaltetes Motiv zu malen, sondern ein historisches, wenn auch mehr oder weniger sagenhaftes Ereignis zu dokumentieren. Für die Richtigkeit dieser Auffassung spricht der Vergleich des Burgbilds von 1470 mit der erst 1954 wiederentdeckten Ansicht des Hohenstaufens auf dem Panoramabild der Filstallandschaft aus dem Jahr 1535 (Abb. 3). Die Übereinstimmung mit den örtlichen Gegebenheiten ist für diese einzigartige aquarellierte Tuschzeichnung, deren Entstehung wir einem Streit um die Geleitsgrenzen zwischen den Herrschaften Württemberg und Ulm verdanken, hinreichend bewiesen. So ist auch für die Wiedergabe der 10 Jahre zuvor, im Bauernkrieg von 1525, zur Ruine gewordenen Staufferburg eine extreme Zuverlässigkeit anzunehmen. Deutlich ist auf dem Bild zu erkennen, daß die hohe Mantelmauer samt dem ziegelgedeckten Wehrgang dem Sturm der Bauern mindestens an der Südseite der Anlage widerstanden hat, daß der mächtige Bergfried seines Fachwerkaufsatzes beraubt und anscheinend mit einem Notdach versehen wurde, der niedrigere Turm im Westen dagegen erhalten blieb.



1. Burgtor nach Abschluß der Sicherungs- und Renovierungsarbeiten, 1969

(Foto: Uhland-Clauss)

Das rechts vom Bergfried sichtbare Türmchen gehörte wohl zur Burgkapelle. Die hervorragende Bedeutung des Bildes von 1535 liegt in der Tatsache begründet, daß die Ruine der Burg Hohenstaufen kaum drei Jahrzehnte in diesem verhältnismäßig „guten“ Zustand verblieb. Kurz nach der Mitte des 16. Jahrhunderts ordnete Herzog Christoph von Württemberg an, daß zur Errichtung des Schlosses in Göppingen die Steine der Stauferburg verwendet werden sollten. In der Folgezeit wurden klaffende Lücken in die aus schön behauenen Quadern erbauten Mauern gerissen und die Bauern der ganzen Umgebung leisteten ungezählte Fronfuhren, um das relativ billige Baumaterial vom Berg herab nach Göppingen zu transportieren. Herzog Christoph suchte mit dem von ihm gegebenen Befehl zur Schleifung der Mauern des Hohenstaufens zweifellos nicht das Andenken an das staufische Geschlecht auszulöschen, wie es schon vermutet worden ist. Hätte er dafür irgendeinen Grund gehabt, so hätte er nicht zur selben Zeit Chroniken zur staufischen Geschichte ab-

schreiben und übersetzen lassen und auf diese Weise vor dem Untergang bewahrt.

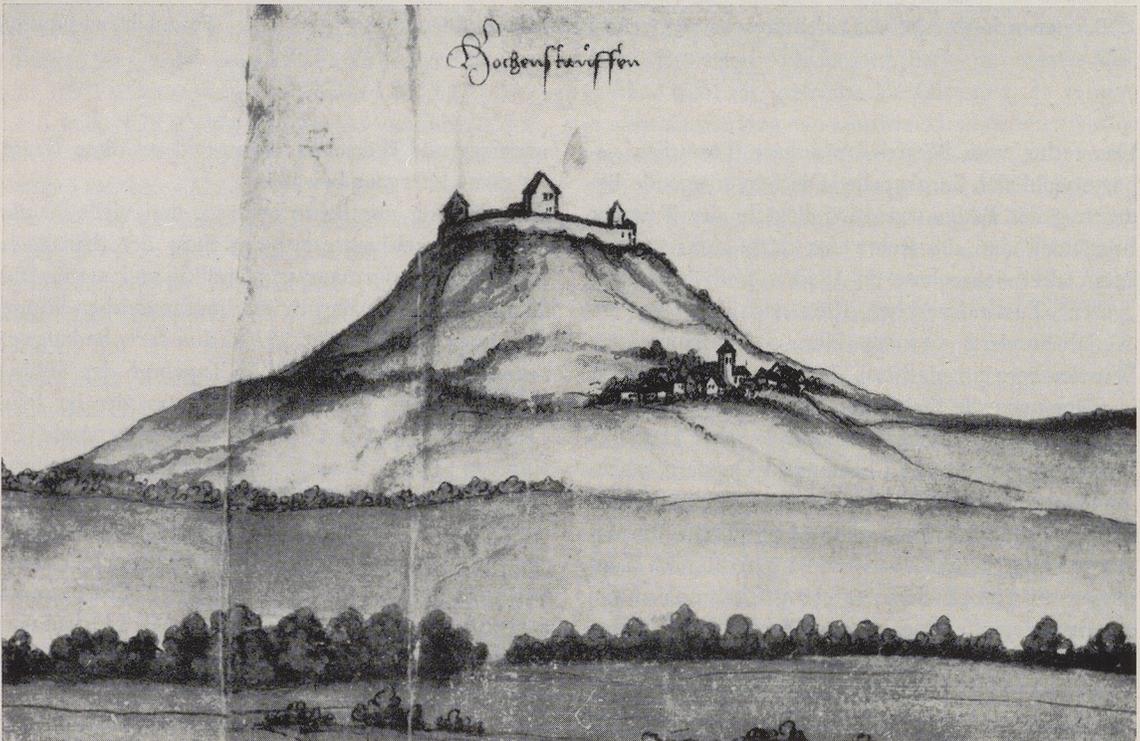
Daß der von uns heute beklagte und vielleicht als pietätlos bezeichnete, aus der Sicht der damaligen Zeit aber als durchaus verständlich und vernünftigt anzusehende Abbruch der umfangreichen Ruine auch noch am Ende des 16. Jahrhunderts andauerte, bezeugen die Eintragungen im Tagebuch des Tübinger Historikers, Prof. Martin Crusius, der im Jahr 1588 dem Hohenstaufen einen Besuch abstattete. Er schreibt: „Auch was noch heutiges Tages von Mauern übrig ist, wird nach und nach weniger, da die Steine zu andern Gebäuden nach Göppingen geführt werden.“ Neben einer detaillierten Beschreibung der von ihm vorgefundenen Ruinen hinterließ Crusius drei zwar flüchtig hingeworfene, aber dennoch instruktive Skizzen der Anlage (Abb. 4–6). Von besonderer Bedeutung ist der Grundriß, weil auf ihm nicht nur eine ganze Reihe vorhandener Gebäudereste, das Burgtor und die beiden, schon auf den Darstellungen von 1470 und 1535 besonders hervortretenden Türme



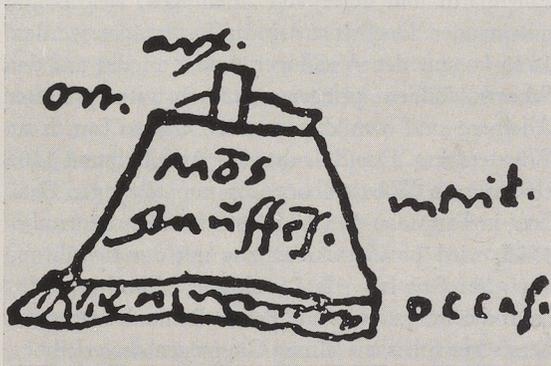
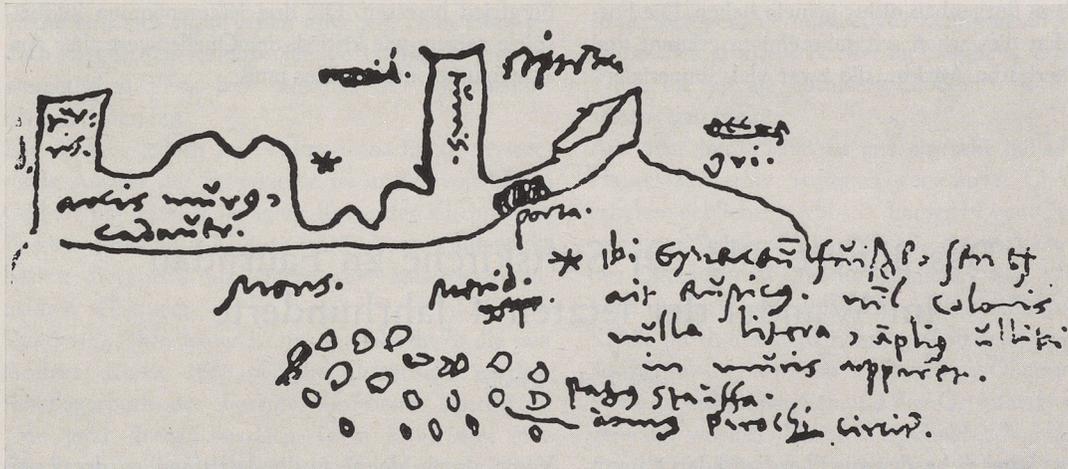
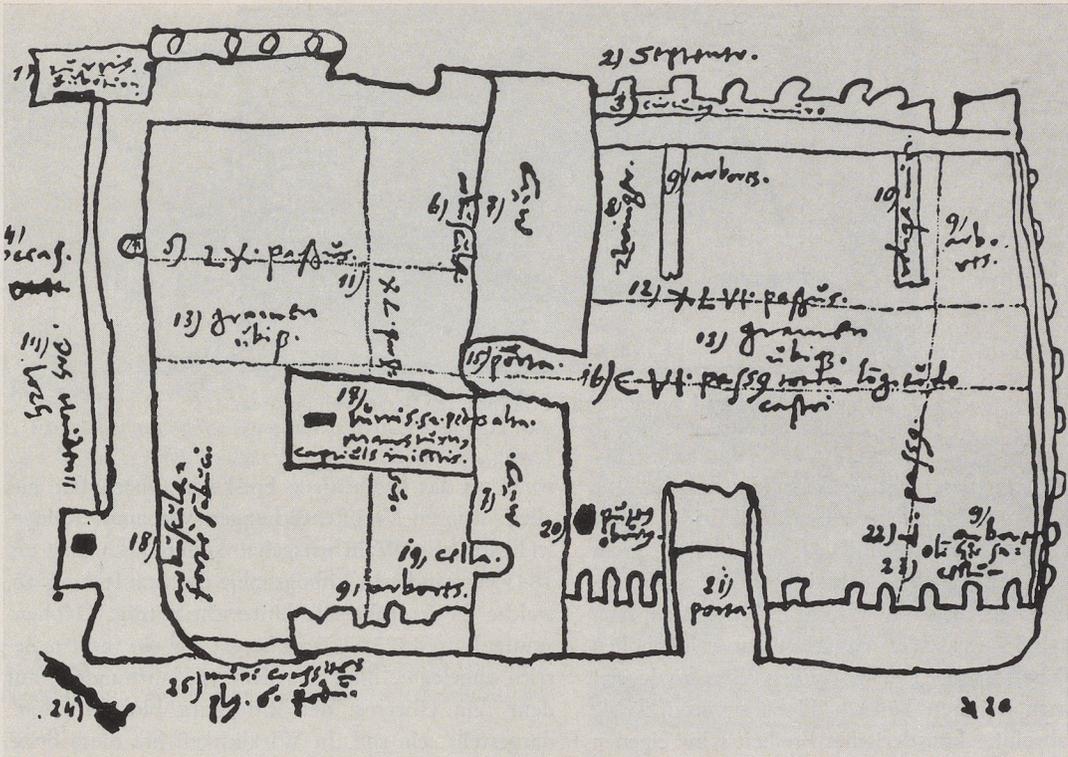
2. Die Burg vor der Zerstörung auf dem Wandfresko in der Oberhofenkirche in Göppingen, um 1470. Schefold Nr. 3416 (Foto: Schlenker)

eingetragen sind. Wir erfahren aus dieser Skizze, daß der Hauptturm der Burg als Mannsturm, der schwächere Turm an der Westflanke des Berges als Bubenturm bezeichnet wurde. Deutlich treten diese beiden Türme auch auf der von Süden gesehenen Ansichtsskizze hervor, während auf dem von Westen aufgenommenen Bild nur der Bubenturm in Erscheinung tritt. Die nächste und zugleich letzte Abbildung des befestigten Hohenstaufens stammt aus der Reihe jener berühmten Ortsansichten, die den zwischen 1680 und 1688 entstandenen Forstlagerbüchern des württembergischen Kriegsrats Andreas Kieser beigegeben sind (Abb. 7). Noch ist ein großer Teil der zinnenbewehrten Ringmauer zu erkennen; der Mannsturm steht noch, an der Lage des deutlich erkennbaren alten Zugangs gemessen, bis zu einer Höhe von etwa 10 Metern. Kaum 50 Jahre nach der Entstehung dieses Bildes trugen 1736/37 die Soldaten Herzog Karl Alexanders die Ruinen auf dem Hohenstaufen bis auf wenige unbedeutende Mauerreste ab und planierten den Berggipfel, um Platz für eine große Festungsanlage zu schaffen, deren Bau jedoch infolge des frühen Todes des Herzogs unterblieb.

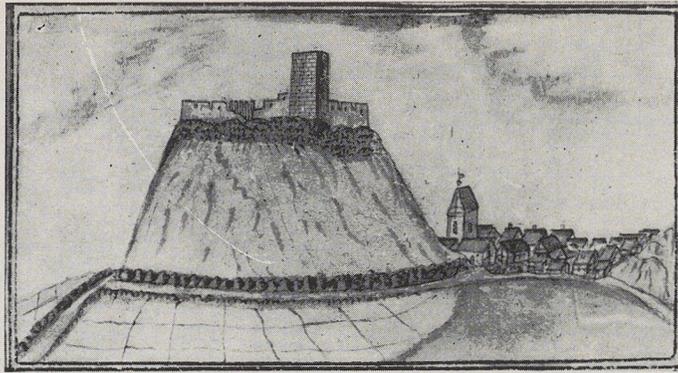
Schon vor dem kleinen Aquarell Andreas Kiesers entstand 1670 ein für die Johanneskirche in Schwäbisch Gmünd bestimmtes Ölbild, auf dem die sagen-



3. Die Ruine der Burg um das Jahr 1535. Ausschnitt aus einem Panorama der Filstallandschaft im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Schefold Nr. 3417 (Foto: Sikora)



4. Grundriß der Burg von Martin Crusius, 1588. Scheffold Nr. 3415 (Foto: Akermann)
5. Südsansicht der Ruine von Martin Crusius, 1588 (Foto: Akermann)
6. Westansicht der Ruine von Martin Crusius, 1588 (Foto: Akermann)



7. Ruine und Dorf im Lagerbuch des Schorndorfer Forsts von Andreas Kieser, 1685. Schefold Nr. 3419 (Foto: Hauptstaatsarchiv Stuttgart)

hafte Stiftung dieser Kirche durch die salische Kaisertochter Agnes, die Frau Herzog Friedrichs I. von Hohenstaufen, dargestellt ist. Das Bild ist „durch Johann Heberlin deliniert und gemahlt“ und enthält auch eine Ansicht der Burg Hohenstaufen, dargestellt als Fürstenschloß der Renaissance mit hohen Staffelgiebelbauten, einem runden Bergfried und zahlreichen weiteren Türmen. Heberle verwirklichte so mit absoluter künstlerischer Freiheit seine eigenen Vorstellungen von der „Kaiserburg“, die mit mittelalterlichem Burgenbau nichts gemein haben. Die Forschung hat dies schon seit Jahrzehnten erkannt und die Heberlesche Ansicht, die zwar viel „imperialer“

wirkt als das bescheidene Fresko in Oberhofen, aus allen neueren Veröffentlichungen verbannt. Keinerlei historischer Wahrheitsgehalt kommt auch einer um 1845 entstandenen Lithographie der Stauferburg zu, welche die irreführende Unterschrift trägt „Hohenstaufenburg 1523“. Dasselbe gilt für ein recht maleisch angelegtes Blatt aus dem 18. Jahrhundert, auf dem „ein Überrest der Ritterburg Hohenstaufen“ dargestellt sein soll. In Wirklichkeit hat diese Burg, wie hinlänglich zu belegen ist, niemals einen runden Bergfried besessen. Die drei letztgenannten Bildbeispiele zeigen, wie kritisch der Quellenwert alter Ansichten untersucht werden muß.

## Das äußere Bild der Stiftskirche zu Faurndau im Wandel der letzten 4 Jahrhunderte

Von Walter Ziegler

Das erste schriftliche Zeugnis über Faurndau stammt aus dem Jahre 875. Am 11. August dieses Jahres überließ König Ludwig der Deutsche seinem getreuen Diakon Liutbrand das „monasteriolum, quod vocatur Furentouua“, d. h. das Klösterlein, genannt Faurndau. Aus der Zeit der Staufer, an welche Faurndau als Reichsgut kam, ist uns über seine Geschichte urkundlich nichts überliefert. Erst im 14. Jahrhundert finden sich wieder Urkunden, aus denen hervorgeht, daß die Herren von Rechberg nun die Vogtei über Dorf und Kloster Faurndau besitzen. Anfangs des 15. Jahrhunderts vererbt dieser Geschlechtszweig Rechberg-Faurndau das Dorf und die

Vogtei durch Heirat an die Adelsfamilien derer von Zillenhardt und derer von Ahelfingen, welche nun miteinander Dorfherren und Klostervögte werden. 1421 kommt der Ahelfinger Anteil an das auf den Schurwaldhöhen gelegene Prämonstratenserklöster Adelberg und von diesem 1428 durch Tausch an Württemberg. Der Zillenhardter Anteil kommt 1506 ebenfalls an Württemberg, das nun alleiniger Orts herr in Faurndau ist. Bald darauf, am 9. September 1536, wird im Zusammenhang mit der Einführung der Reformation das weltliche Chorherrenstift Faurndau aufgehoben und dessen Besitz der württembergischen Stiftsverwaltung Göppingen einverleibt.